

Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 31 (1974)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: Ackerknecht, Erwin H. / Balmer, Heinz / Boschung, Urs

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

1. PAUL F. CRANEFIELD, *The Way in and the Way out*. François Magendie, Charles Bell and the roots of the spinal nerves. Futura Publishing Mount Kisco NY 1973. 686 Seiten. \$ 25.00.

Das Bellsche Gesetz oder im besten Fall Bell-Magendiesche Gesetz geistert noch immer in den Lehrbüchern herum, obwohl es längst klar sein sollte, daß es sich um das Magendiesche Gesetz handelt. Paul F. Cranefield, Professor der Physiologie an der Rockefeller University New York und namhafter Medizinhistoriker, gibt in diesem Quellenbuch jedem die Möglichkeit, sich selbst zu entscheiden. Auf über 600 Seiten bringt er u.a. ein Faksimile der Bellschen *Idea of a new Anatomy* von 1811, zwei lange Artikel von Bell in ihrer Urform und in der später umfunktionierten Gestalt sowie ausführliche Arbeiten der Bell-Schwäger und -Gefolgsmänner John und Alexander Shaw. Auch Magendies grundlegende Arbeiten sind faksimiliert. Ferner bietet das Buch Faksimiles von Arbeiten der ebenfalls für die Priorität in Frage kommenden Alexander Walker, Bellingeri und Herbert Mayo. Außerdem Stellungnahmen von Johannes Müller, Flourens, Claude Bernard, Arthur Keith, Austin Flint (1865) und A.D. Waller (1911). Auch die zwei sehr wichtigen kritischen Analysen im London Medical Physical Journal (1829) und in der British and Foreign Medical Review (1840). – Während die faksimilierten Titel nur bis 1911 gehen, enthält der fünfzig Seiten lange einleitende Essay unter anderem eine kritische Bibliographie, welche von 1804–1972 reicht. Die Weiterführung der Bibliographie ist besonders dadurch wertvoll, daß sie zeigt, daß es mittlerweile anscheinend neun Erklärungen für die berüchtigte rekurrente Sensibilität gibt, welche Magendie eine so harte Nuß zu knacken gab. Dieses Buch bietet Materialien sowohl für die Geschichte der Entdeckung der Vorder- und Hinterwurzelfunktion als auch für die Geschichte der über ein Jahrhundert dauernden Prioritätskontroverse. Die Zusammenstellung des Materials wie auch der einleitende Essay imponieren als Monumente der Gelehrsamkeit. Professor Cranefield hat sich um die Wahrheit bezüglich einer der wichtigsten physiologischen Entdeckungen aller Zeiten wohlverdient gemacht.

Erwin H. Ackerknecht

2. J.M. LOPEZ PINERO, *John Hughlings Jackson (1855–1911). Evolucionismo y neurologia*. Madrid 1973. 183 Seiten.

Es war eine ausgezeichnete Idee, eine kurze Monographie über den großen englischen Neurologen herauszubringen, der so stark auf die verschiedenartigsten Forscher wie Henry Head, D. Ferrier, Sherrington, Ribot, Mac Dougall, Freud

und Monakow gewirkt hat und wohl am erfolgreichsten die Entwicklungslehre (Spencerscher Prägung) in die Medizin eingeführt hat. J. M. Lopez Pinero hat sich dieser Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft unterzogen. Er gibt einen kurzen Lebensüberblick über die Anfänge Jacksons in York, seine Übersiedlung nach London 1859 und seine Tätigkeit vor allen Dingen am «National Hospital» seit 1862. Als wichtigste Einflüsse auf Jackson in seinen Anfängen erwähnt Lopez Pinero Thomas Laycock, die Hunter-Tradition, Brown-Séquard und Herbert Spencer. Mit Recht unterstreicht er die Eigenart der Jacksonschen Methodik, welche aus zahlreichen klinischen Beobachtungen und den Resultaten anderer auf dem Gebiet mikroskopischer oder physiologischer Forschung seine eigenen grundlegenden Ideen formte. Im Zentrum von Jacksons Interesse standen Konvulsionen und Epilepsie, Paralyse und Aphasie, denen zweihundert von seinen dreihundert Arbeiten gewidmet sind. Eine weitere Eigenart Jacksons war eine fortwährende Revision seiner Auffassungen. Das Buch schließt mit einem Kapitel über die verschiedenartigen Wirkungen Jacksons auf andere. Eine Behandlung des Falles Magnan wäre hier vielleicht am Platz gewesen. Eine Bibliographie der Werke Jacksons und der wichtigsten Arbeiten über ihn runden das ausgezeichnete Buch ab, dem man unbedingt eine Übersetzung in eine Sprache wünschen möchte, welche mehr gelesen wird als spanisch.

Erwin H. Ackerknecht

3. ALEX MAIR, *Sir James Mackenzie, M.D., 1853–1925, General Practitioner.*
Churchill Livingstone, Edinburgh 1973. 12 + 366 Seiten, 18 Tafeln. £ 4.00.

Zu seinen Lebzeiten war der schottische Arzt James Mackenzie (1853–1925), welcher 1915 geadelt wurde, wohl im Ausland bekannter als in Großbritannien. Jetzt ist es eher umgekehrt. Mackenzies Leben und Leistung sind bemerkenswert genug, um über ihn auch eine zweite Biographie zu schreiben. Die erste, *The beloved Physician* von R. McNair Wilson, erschien 1926. Mackenzie war eines von sieben Kindern eines armen schottischen Pächters, lernte erst Drogist, studierte dann Medizin und arbeitete 28 Jahre lang in dem schaurigen Industriestädtchen Burnley in Partner-Praxis. (Die Partner-Praxis ist eine englische Einrichtung, die, wie mir scheint, sich sonst nirgends eingebürgert hat.) Neben Praxis und Familie hatte Mackenzie die Energie zu forschen und machte aufsehenerregende Feststellungen, wie die Verlagerung des Intestinalschmerzes auf die Haut (sogenannte Headsche Zonen), die Natur der Arythmien (Extrasystolen entdeckte er 1892), die Wirkung der Digitalis, oder das Vorhof-Flimmern. In Burnley schrieb er auch die ersten seiner zehn Bücher. Diese Entdeckungen brachten dem unbekannten Kleinstadt-Praktiker internationales Ansehen und die Freundschaft solcher Größen wie Wenckebach oder Sir Arthur Keith. Sein hintergründiger Satz «a heart is what a heart can do» verwandelte buchstäblich die Therapie. – 1907 siedelte der schon 54jährige nach London über, wahrscheinlich aus demsel-

ben Grunde wie einst Lister, nämlich, um von einer besseren Tribüne aus seine Entdeckungen bekanntgeben zu können. Er war dort außerordentlich erfolgreich. 1918 verließ der 65jährige London und begab sich nach St. Andrews, um dort ein Institut für klinische Forschung zu eröffnen. Dies war auf den lokalen praktischen Ärzten aufgebaut. Trotz begeisterter Mitarbeit aller Teilnehmer war das Institut ein Mißerfolg. 1924 kehrte Mackenzie nach London zurück, wo er nach wenigen Monaten einem schon seit langen Jahren bestehenden Coronarleiden erlag. – Das vorliegende Buch bringt sehr viel Material. Hoffentlich ist der Unsinn über Erasmus Darwin und Digitalis auf Seite 199 der einzige Lapsus dieser Art. Der schottische Patriotismus des Buches, der schmalzige Ton, die Unübersichtlichkeit sind Geschmacksache. Der medizinische Kern ist interessant.

Erwin H. Ackerknecht

4. M. H. BICKEL, *Marceli Nencki (1847–1901)*. Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Neue Folge, Band 5. Hans Huber, Bern 1972. 102 Seiten, 2 Abb., 8 Tab. Kartoniert. Fr. 18.–/DM 16,–.

Angesichts des paradoxen Mangels an Arbeiten zur Geschichte der Biochemie im allgemeinen und über Marceli Nencki im besonderen ist es besonders begrüßenswert, daß einer von Nenckis Nachfolgern, Professor M. H. Bickel, Bern, der schon vor Jahren als Historiker mit einer Broschüre über seinen Onkel H. E. Sigerist hervorgetreten war, diese Nencki-Monographie verfaßt hat. Nencki kam in Russisch-Polen 1847 als Sohn eines calvinistischen adligen Gutsbesitzers auf die Welt, studierte in Jena und Berlin Philologie und Medizin und kam 1872 als chemischer Assistent an das Pathologische Institut Bern. Bereits 1876 (er war 29 Jahre alt) wurde er Außerordentlicher Professor für medizinische Chemie und mit einem eigenen Institut versehen. 1888 wurde er auch Professor der Bakteriologie. Leider ging Nencki zwanzig Jahre später wegen besseren Arbeitsmöglichkeiten nach dem damaligen Petersburg, wo er auch mit Pawlow zusammenarbeitete, und erlag schon 1901 einem Magenkarzinom. Leider hat sich der Autor absichtlich ausdrücklicher Wertungen enthalten und bewußt auf Darstellung beschränkt. Er sagt trotzdem einmal, und das mit vollem Recht, daß Nencki zu dem Dutzend Forscher gehört, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Schöpfer der modernen Biochemie wurden. Nencki scheint persönlich ein anständiger und aufrechter Charakter gewesen zu sein. Er war einer der ersten, welche wirkliches Teamwork organisierten. Er hatte darum nicht zufällig eine ganze Reihe ausgezeichneter Schüler wie Brieger, Zaleski, Sieber usw. Charakteristisch für Nencki war sein Bestreben, wissenschaftliche Resultate möglichst bald zu praktischer Anwendung zu bringen, wie z. B. im Fall seiner Rinderpest-Impfungen. – Der Lebensdarstellung folgt eine nach Themen geordnete Analyse der wissenschaftlichen Leistung Nenckis. Nencki war ein ausgezeichneter organischer

Chemiker, der z. B. auch Indol und Skatol synthetisiert hat. Als Biochemiker war er vor allem interessiert an dem Schicksal körperfremder Verbindungen im Tierkörper, d. h. an der Oxydation, Konjugation und Hydrolyse aromatischer Verbindungen. Dies führte ihn automatisch auch in das Gebiet der Pharmakologie und Toxikologie. Hier sind z. B. wichtig seine Entwicklung von Salol, oder der Nachweis, daß mit Carboxylgruppen versehene aromatische Verbindungen weniger toxisch sind. Ein anderes Hauptthema von Nenckis Lebensarbeit war der Harnstoff und der Sitz der Harnstoffbildung, wobei er sich vor allen Dingen mit der Leber beschäftigte. Epochemachend waren auch seine Arbeiten über Hämoglobin und dessen Beziehungen zum Gallen- und Blattfarbstoff. Nenckis weitgestreute Untersuchungen erstreckten sich auch auf Probleme der Fäulnis, Verdauung und der Enzyme, welche er als labile Proteine kennzeichnete. Fäulnisuntersuchungen führten ihn automatisch auf das Gebiet der Bakteriologie, wo er Großes in der chemischen Analyse der Bakterien und der bakteriellen Aktion geleistet hat. Dieses inhaltsreiche kleine Buch ist auch durchaus leserlich geschrieben.

Erwin H. Ackerknecht

5. E. SNORRASON, *C. G. Kratzenstein professor physices experimentalis Petrop. et Havn. and his Studies on Electricity during the 18th century.* Acta hist. Scient. nat. et med. Bibl. Univ. Haunensis, vol. 29. Odensee Univ. Press 1974. 206 Seiten, 50 Abb.

Der Autor beginnt sein Buch mit einem ausführlichen Kapitel über die elektrotherapeutischen Experimente seines Helden, Christian Gottlieb Kratzenstein, welche derselbe noch als Student im damals hochberühmten Halle 1743–1744 durchführte und welche ihm eine bescheidene Nische im Tempel der Medizingeschichte gesichert haben. In die Diskussion einbezogen sind eine Behandlung der damaligen Elektrizitätslehre, des damaligen Halle und der damaligen Elektrotherapie. – Danach beschreibt Snorrason Kratzensteins Weg von Wernigerode, wo er 1723 geboren wurde, über Halle und St. Petersburg (Leningrad) nach Kopenhagen. Kratzenstein zeigt sich dabei als eine außerordentlich vielseitige und interessante Persönlichkeit. In Halle beschäftigte er sich außer mit Elektrotherapie noch mit dem Seele-Körper-Verhältnis, der Dampfbildung und dem Diabetes. In St. Petersburg war er von 1748 bis 1753 in der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie tätig und hauptsächlich mit physikalischen Problemen und der Konstruktion von Apparaten beschäftigt. In Anbetracht der in St. Petersburg herrschenden Xenophobie verließ Kratzenstein diesen Ort nur zu gern, um 1753 in Kopenhagen eine Stelle als Professor der Physik und Medizin anzutreten, die er bis zu seinem 1795 erfolgenden Tod innehatte. Unter anderem beschäftigte er sich hier wiederum mit Elektrotherapie. Er wurde Schöpfer einer sogenannten Zentrifugaltherapie. Er arbeitet über Meteorologie, physiolo-

gische und mechanische Phonetik und als echter Aufklärer über Beerdigungsprobleme. Sowohl für die St.Petersburger wie die Kopenhagener Periode ist auch der politisch-kulturelle Hintergrund ausgezeichnet dargestellt. – Das Buch ist nicht nur wissenschaftlich hochwertig, sondern in seiner äußern Form geradezu als ideal zu bezeichnen. Illustrationen und Übersetzungen sowie auch Dokumente sind in den Schriftkörper in vorbildlicher Weise eingegliedert.

Erwin H. Ackerknecht

6. FRIEDRICH CHRIST, *Rauschgift*. Bekämpfung des Drogenmißbrauchs. Walter de Gruyter, Berlin 1973. 246 Seiten. DM 14,80.

Diese Dokumentensammlung aus der de Gruyter-Serie *Aktuelle Dokumente* ist noch kein historisches Buch, wird es aber bald sein. Sie bringt die wichtigsten internationalen Abkommen von 1925, 1931 und 1953 sowie das deutsche Betäubungsmittelgesetz von 1972 und einige Gerichtsurteile von entscheidender Bedeutung. Sie beschäftigt sich ferner mit der Rechtsstellung des Süchtigen (Gesetz für Jugendwohlfahrt, Lohnfortzahlung bei Rauschgiftsucht und Krankenversicherung, Jugendgerichtsgesetz und Verwahrungsgesetz). Sie bringt ferner Verordnungen von Ministerien und Maßnahmen von Schulbehörden sowie Stellungnahmen von Kirchen und Verbänden. Sie endet mit Konzeptionen für Prophylaxe und Behandlungsinstitutionen. Es sollte in absehbarer Zeit möglich sein, den Wert aller dieser ja meist umstrittenen Maßnahmen zu beurteilen.

Erwin H. Ackerknecht

7. ERICH HINTZSCHE, *Medizin und Mediziner seit 1870 im Spiegel der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift*. Schwabe & Co., Basel 1971. 408 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Brosch. Fr. 15.–.

Im 100. Jahrgang der *Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift* (1971) erschien eine Serie von 24 Artikeln über die ersten achtzig Jahre dieser Zeitschrift aus der Feder von Erich Hintzsche. Erfreulicherweise liegt nun diese Serie als Buch vor. Die Übersicht der achtzig Jahre ist chronologisch auf je drei Jahre unterteilt. Da bis 1920 die Schweizerische Medizinische Wochenschrift als *Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte* erschien, enthielt sie so viele Beiträge zu Berufsfragen, daß diese Kapitel mit Recht im allgemeinen in einen Abschnitt Berufsfragen und einen über Wissenschaft und Praxis geteilt sind. – Mit ihrem Erscheinen im Jahre 1871 (erster Redakteur E. Klebs) folgte die Zeitschrift dem Konkordat von 1867 und der Gründung des Zentralvereins Schweizer Ärzte 1870 und war damit eindeutig ein Ausdruck einer über das Kantonale hinausführenden Bewegung im Volk und unter den Ärzten. Besonders markante Persönlichkeiten in der Ärztebewegung waren in den ersten Jahrzehnten L. Sonderegger und

E. Haffter. Wissenschaftlich waren es die Zeiten der Kocher, Eberth und Nencki. Die Infektionskrankheiten standen praktisch und wissenschaftlich noch für lange Zeit im Vordergrund. Später fallen als spezifisch schweizerische Leistungen z. B. solche aus Ophthalmologie oder Pharmakologie auf. Im edlen Wettstreit um nützliche Neugründungen oder Entdeckungen marschierte abwechselnd eines oder das andere der medizinischen Universitätszentren an der Spitze. 1920 erwies es sich als notwendig, die Ärzte-Zeitschrift in eine hauptsächlich wissenschaftlich engagierte, die *Schweizerische Medizinische Wochenschrift*, und eine mehr standespolitisch orientierte, die *Schweizerische Ärztezeitung*, aufzuteilen. Selbst nach dieser Teilung war es für die Redaktion der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift stets ein schwieriges Problem, die Interessen der praktischen Ärzte und die der Wissenschaftler so zu berücksichtigen, daß beide Gruppen auf ihre Kosten kamen. – Dieses Buch ist ein ausgezeichneter, vielseitiger und interessanter Spiegel medizinischen Geschehens in der Schweiz zwischen 1870 und 1950. Eine komplette Geschichte will und kann es nicht sein. Denn wie man mit Erstaunen feststellt, haben einige der markantesten medizinischen Gestalten jener Zeit (z. B. Monakow oder Forel) anscheinend nichts Wesentliches in der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht. Dies erklärt sich zweifellos durch das gleichzeitige Existieren von Spezial-Zeitschriften und durch die Sitte, nicht selten im Ausland zu publizieren, besonders vor 1914. Der Leser dieser interessanten Schrift wird erstaunt und beeindruckt sein, wie viele und was für Probleme noch in den ersten Jahrzehnten dieser Zeitschrift existierten (z. B. wurde die Rolle der Bakterien noch von seriösen Professoren geleugnet) und wie viele unserer heutigen medizinischen und standespolitischen Probleme auch damals schon bestanden.

Erwin H. Ackerknecht

8. MARIENE PUTSCHER, *Pneuma, Spiritus, Geist*. Vorstellungen vom Lebensantrieb in ihren geschichtlichen Wandlungen. Franz-Steiner-Verlag, Wiesbaden 1973. XI + 278 Seiten, 21 Abb.

Es gehört viel Mut, viel Talent und viel Wissen dazu, eine geschichtliche Untersuchung über die zweieinhalbtausend Jahre alte Lehre von jener geheimnisvollen Kraft, welche zwischen dem sogenannten Leib und der sogenannten Seele vermittelt, welche als Atem Leben ermöglicht usw., zu schreiben. Wahrscheinlich muß man dazu an die Existenz eines solchen Lebensantriebs glauben. – Das Problem wird dadurch besonders erschwert, daß die Namen dieser Kraft im Lauf der Zeit des öfteren gewechselt haben, daß andererseits sich unter denselben Namen verschiedene Kräfte verbergen. Außerdem überschneiden sich ganze ausgedehnte Problemkreise mit der Lehre vom Pneuma, wie das Makrokosmos-Mikrokosmos-Problem, das Elementen- und Qualitäten-Problem, das Problem des Sitzes der Seele (Herz gegen Gehirn), das Problem der Lokalisationen im Gehirn, das Pro-

blem der Natur und Anzahl der Spiritus. Und das Problem der Zeugungslehren. Das Buch beginnt mit einem Kommentar zu den griechischen und arabischen Pneumalehren bis zur Aufnahme des Heiligen Geistes in die Gottheit auf dem Konzil von Konstantinopel (381). Viele dieser Kommentare wie der zu Galens Auffassung, zum sukzessiven Gleichnis vom Wagenlenker, vom Schiff und vom Tempel, oder zur «Wendung nach innen» sind einfach meisterhaft. Sie wirken natürlich weiter im nächsten Kapitel *Spiritus und Anima im Mittelalter*. Ein drittes Kapitel verfolgt die Verwandlungen des Spiritus im 13. bis zum 17. Jahrhundert, und ein vierter behandelt schließlich das letzte Jahrhundert seiner Existenz, das siebzehnte. – Unter dem Pseudonym *Chronologisches Quellenverzeichnis von der Antike bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* folgt ein nun strikte chronologischer und viel mehr ins Detail gehender zweiter Teil. Ein alphabetisches Quellenverzeichnis, eine Bibliographie und ein Register schließen den Band ab. – Es läßt sich an diesem Buch wie an jedem, insbesondere aber einem Buch dieser Reichweite, manches kritisieren. Ich halte z. B. die Zweiteilung des Textes für recht ungünstig. Einige der besten und wichtigsten Abschnitte, z. B. der über das 3. Jahrhundert oder über Averroes, geraten dadurch in einen «Anhang», von dem ich befürchte, daß ihn viele nur oberflächlich lesen werden. Es überrascht etwas, daß der Versuch, den Band durch Bildinterpretationen zu beleben, nicht sehr überzeugend ist, obwohl doch die Autorin in ihrem Buch über die *Geschichte der medizinischen Abbildung von 1600 bis zur Gegenwart* ein so außerordentliches Geschick auf diesem Gebiet an den Tag gelegt hat. Man kann auch über vieles anderer Meinung sein als die Autorin, nicht nur über die Existenz des Lebensantriebs, sondern auch über den Realitätsgehalt gewisser moderner psychologischer Mythologismen oder über das Symbolmonopol des Bildes im Verhältnis zur Sprache usw. Alles das ändert aber nichts am Gesamtwert dieses sehr lesenswerten Buches, das sich nicht nur durch seine historisch überzeugende Darstellung, seine außerordentliche Gelehrsamkeit, sondern vor allem auch durch seinen großen Gedankenreichtum auszeichnet. Dabei ist die Sprache wohltuend klar. Diese philosophisch-historischen Ausführungen stechen vorteilhaft von denen jener medizin-historischen Pseudophilosophen ab, die ihre Blöße hinter einem terminologischen Nebelvorhang verbergen zu müssen glauben.

Erwin H. Ackerknecht

9. JOHANNES A. LOHNE und BERNHARD STICKER, *Newton's Theorie der Prismenfarben*. Mit Übersetzung und Erläuterung der Abhandlung von 1672. Neue Münchener Beiträge zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Heft 1. Werner Fritsch, München 1969. 47 S., mehrere Abb. und 2 Tafeln. DM 15,-.

Das knappe Heft birgt gewichtigen Inhalt: die berühmteste Abhandlung aus der drei Jahrhunderte umspannenden Bändereihe der glorreichen «Philosophical Transactions». Newton selbst hielt seine Entdeckung für die bedeutendste, die über Naturvorgänge gemacht worden sei. Die Einleitung der Herausgeber schildert Newtons Beschäftigung mit den Farben von Kindheit an und stützt sich auf neue Quellen. Wir erfahren, welche Einflüsse auf ihn wirkten. Großartig faßt er in seiner Arbeit die Theorie in 13 Punkten zusammen. Das Licht besteht aus unterschiedlich brechbaren Strahlen. Jedem Grad der Brechbarkeit ist eine Farbe eigen. Brechungsgrad und Farbstufe sind unabänderlich gekoppelt. Scheinbare Farbänderungen lassen sich durch Mischung verschiedenartiger Strahlen hervorrufen. Am überraschendsten ist die Zusammensetzung des Weiß aus allen Hauptfarben. Körper erscheinen farbig, wenn sie eine bestimmte Lichtart stärker zurückwerfen. – In den Erläuterungen weisen die Herausgeber nach, daß Newton sich bestrebe, seine Folgerungen auf die Prismenversuche zu stützen und hypothetische Vorstellungen, die ihn leiteten, zu verschweigen. Nach dem Studium von Descartes und Boyle dachte er sich nämlich die Strahlen verschiedener Farbe als Ströme verschieden schneller Körperchen. Aber gerade, daß er die Erkenntnisse von Mutmaßungen ablöste und möglichst rein auf beobachtete Tatsachen stützte, verleiht dem schöpferischen Bericht unvergängliche Frische.

Heinz Balmer

10. ANDREAS KLEINERT, *Die allgemeinverständlichen Physikbücher der französischen Aufklärung*. Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Band 28. Verlag Sauerländer, Aarau 1974. IV + 187 Seiten mit 4 Abbildungen. Fr. 24.– (für Mitglieder der Gesellschaft Fr. 18.–).

Im 17. Jahrhundert sprach man in den Salons von Literatur, Ästhetik, Moral und Philosophie. Im 18. Jahrhundert drang die Naturwissenschaft als neuer Stoff der Bildung ein, besonders die Physik. Jetzt diskutierte man über Newton, die Theorien zur Erklärung von Farbe, Feuer, Licht, Elektrizität. Vornehme Pariser hörten Physikvorlesungen bei Guillaume Dagoumer, Pierre Polinière, Abbé Nollet, kauften Physikbücher, sammelten Instrumente und Spielereien für ein Physikkabinett. Die Zahl der «Amateurs de physique» nahm ständig zu. Um 1700 war die Physik noch Bestandteil des Philosophieunterrichtes gewesen; theoretische und theologische Betrachtungen überwogen. Elektrisiermaschine, Luftpumpe,

Hohlspiegel und Camera obscura wandelten die Philosophie- in Physikvorlesungen um. Der Abbé du Resnel hielt am alten Bildungsideal fest und beklagte 1741 die Abkehr von der Geistes- zur Naturwissenschaft als Verfall. – Kleinert läßt uns das physikalische Schrifttum für gebildete Laien, Frauen und Kinder, das eine neue Bildungswelt heraufführte, neu entdecken. Schon 1686 erschienen die *Entretiens sur la pluralité des mondes* von FONTENELLE, deren Erfolg ebenso wie das Leben des Verfassers hundert Jahre dauerte; Gottsched hat sie ins Deutsche übersetzt. Fontenelle, der nach einem Wort von Helvétius «zwischen der Wissenschaft und der Unwissenheit eine Zugbrücke anbrachte», erklärt das kopernikanische System in Gesprächen, die er an sechs Sommerabenden mit einer Marquise in einem Schloßpark führt. Galilei, Descartes, Rohault, Régis, Mariotte waren seine Quellen. Die Angaben hat er in Neuauflagen bis 1742 verbessert. Den Descartes-schen Wirbeln blieb er treu. Daß es nicht theologisch verbrämt war, bildete einen Vorzug dieses Buches. – Eine Nachahmung, indem sich ebenfalls ein Philosoph und eine Marquise in sechs Gesprächen unterhalten, war FRANCESCO ALGAROTTIS *Newtonianismus für Damen*, der 1737 italienisch und 1738 französisch erschien. Obschon hier Newtons Optik und Gravitationslehre hinzukamen, war das Buch wegen der vielen galanten Abschweifungen schlechter. Die Physik sollte als eine Angelegenheit des Herzens erscheinen und amüsieren. – Wie das gesellschaftliche Leben der Salons auf geistvoller Konversation beruhte, waren auch REGNAULTS *Entretiens physiques d'Ariste et d'Eudoxe* und Abbé PLUCHES *Spectacle de la nature* in Gesprächsform «à la portée de tout le monde» gehalten. Regnaults drei Bände von 1729 erlebten bis 1745 sieben Auflagen. Er wollte überraschen, unterrichten und gefallen. Eudoxe beschreibt die erstaunlichen Tatsachen; Ariste erklärt sie nach Descartes. Eine noch größere Rolle spielten die Kuriositäten in den *Observations curieuses sur toutes les parties de la physique*: GUILLAUME-HYACINTHE BOUGEANT veröffentlichte den ersten Band 1719, NICOLAS GROZELIER drei weitere bis 1771, die immer weiter hinter der Wissenschaft zurückblieben. Die Verfasser entnahmen den gelehrten Zeitschriften alles Merkwürdige und Wunderbare, um den Leser angenehm, nützlich, vergnüglich zu unterhalten. An einem Beispiel vergleicht Kleinert die Quelle mit der Nacherzählung, indem er du Fays Abhandlungen über die Elektrizität und Regnaults Berichterstattung erörtert. Du Fay gelangte zur Unterscheidung von Leiter und Isolator, von Glas- und Harzelektrizität. Regnault entging das Grundlegende auf Kosten des Kuriosen. Der Forscher trennte Tatsache und Theorie, der Popularisator vermischt beides. – Gegen Descartes' subtile Materie und für Newtons Gravitation fochten VOLTAIRES *Eléments de la philosophie de Neuton* 1738. Sie überzeugten durch Sachkenntnis und Erzählkunst. Kleinert vergleicht die Darstellung der Gravitationslehre bei Regnault und Voltaire. Der erste übersieht die entscheidenden Gedanken, der zweite betont sie. Für Regnault ist die Lehre eine Mutmaßung, für Voltaire ein Prinzip, das genaue Berechnungen ermöglicht. Der Durchschnittsleser genoß den

geistvollen Spott über Descartes, konnte indessen der neuen Denkweise nur zum Teil folgen. – Physik und Theologie waren verquickt bei den Physikothеologen. Ihnen diente die Physik zur Bibeluntermauerung und zur Erbauung. William Derham und sein Hamburger Übersetzer Johann Albert Fabricius fabrizierten emsig solche Bücher. Ein bekanntes Werk lieferte 1715 der Niederländer Nieuwentydt; Voltaire hat sein Exemplar mit abfälligen Randglossen versehen. NOËL-ANTOINE PLUCHES *Spectacle de la nature*, 1732 bis 1750 in acht Bänden gedruckt und bis 1771 in 21 Auflagen verbreitet, gehört dieser Richtung an. Die Physikothеologen verfügten über gründliche Kenntnisse, bogen sie aber zur Bestätigung der Weisheit zurecht, daß Gott alles zum Nutzen der Menschen eingerichtet habe. Die Erkenntnis der Güte Gottes galt ihnen als Richtschnur der Forschung. Pluche tadelte Descartes' Wirbel; aber auch Newtons Gravitationslehre wertet er als Spekulation ab, die beim Magneten, bei der Elektrizität und bei der Gärung versage. Der Theoretiker, der mehr will als ermitteln, welchen Nutzen eine Naturerscheinung im Schöpfungsplan habe, ist nach Pluche ein müßiger Weltweiser. – Newtons Durchbruch rief nach 1750 Denker und Amateure auf den Plan, die auf ihre eigene Weise alle Erscheinungen durch ein einfaches System erklären wollten, wie es schon der Wunsch der Scholastiker und Descartes' gewesen war. Buffon ging voran. Lacépède stellte das elektrische Fluidum als allein verantwortliche Kraftquelle dar. ETIENNE-CLAUDE DE MARIVETZ und LOUIS-JACQUES GOUSSIER erläuterten in ihrer siebenbändigen *Physique du monde* von 1780 bis 1787 weit-schweifig, wie die Eigenrotation der Sonne die mit Äther erfüllte Welt antreibe. – Ihrer Zeit voraus eilten LEONHARD EULERS *Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique et de philosophie* von 1768. Hier begegnet uns noch einmal eine unübertreffliche Stoffdarbietung. Die Annahme des Äthers als gemeinsamer Ursache für Lichtausbreitung, Gravitation, Elektrizität und Magnetismus deutet auf eine Einheit der Naturkräfte hin, wie sie sich später im Gesetz von der Energieumwandlung ausdrückte. – Andreas Kleinert, Romanist und Physiker zugleich, Lehrbeauftragter für Geschichte der Naturwissenschaften in Stuttgart, war, von Armin Hermann angeregt, der geeignete Bearbeiter dieses fesselnden Gegenstandes. Er schreibt glänzend und lichtvoll; man kann sein Buch in einem Zug lesen. Übergeordnete Gesichtspunkte sind überzeugend belegt. Der Anhang gibt die übersetzten Texte im französischen Wortlaut wieder. Die reiche Darstellung geht alle an, da sie ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturgeschichte und zur Geschichte der Bildung und Pädagogik ist.

Heinz Balmer

11. MAX FLÜCKIGER, *Albert Einstein in Bern*. Das Ringen um ein neues Weltbild. Eine dokumentarische Darstellung über den Aufstieg eines Genies. Verlag Paul Haupt, Bern 1974. 219 Seiten. Mit 48 Photos, 16 Strichclichés und 13 Handschriftproben. Fr./DM 38.–.

Der eigene innere Antrieb eines einzelnen hat hier die Wissenschaft mit einem Werk bereichert, das originell ist und von der Einstein-Forschung nicht mehr übersehen werden kann. Dr. Max Flückiger hat mit reichen Kenntnissen 25 Jahre lang Zeugnisse gesammelt, die von Einsteins Wirken in Bern noch vorhanden waren. Er hat Leute aufgesucht, die ihn gekannt hatten, Nachlässe und Archive durchstöbert, Akten, Briefe und Bilder aufgespürt, manches vor dem Untergang rettend. Zuletzt ist es ihm gelungen, die Ergebnisse in einzelnen Kapiteln zu gestalten und zu einem Buch abzurunden. Das Gold lag am Wegrand versteckt, und es hatte bisher niemand Zeit, es aufzuheben. – Einstein wirkte vom 23. Juni 1902 bis zum 15. Oktober 1909 als Beamter am Patentamt in Bern. In diesen Entwicklungsjahren befand er sich in der Blüte seiner schöpferischen Kräfte. Man stelle sich vor, Newton hätte von 1665 bis 1672 in Bern gelebt und hier die Ansätze der Infinitesimalrechnung, der Gravitationslehre und der Farbenoptik gefunden, und es gäbe noch Leute, die sich seiner erinnern: dann wird man das Verdienst Flückigers einsehen. Die großen Schöpfer schreiten, nur von wenigen früh verstanden und beachtet, vorüber und entschwinden, während ihre Auswirkung unermesslich ist. Die eingehende Beschäftigung mit der Entwicklung solcher Menschen ist lehrreich. Flückigers Buch verdient es, von allen gelesen zu werden, die mit Jugendlichen zu tun haben. – Wir erkennen auch, daß ein Geist nur erstarkt, wenn ihm freundliche Sterne leuchten. Daß Einstein in Bern einen Kreuzweg gegangen wäre, erweist sich als Legende. Erstaunlich bleibt, wie diese Stadt die Denker, die in ihr Zuflucht suchten (auch Holzapfel), mit einem Kranz verstehender Freunde umgab. Auch andere Umstände waren günstig: der Vorsteher des Patentamtes war gerecht, die Besoldung gut; Einstein bewährte sich im Beruf und wohnte angenehm. Die Universität war ihm gewogen. Nachdem er das Habilitationsgesuch (in einem Satz) und den Lebenslauf (in vier Sätzen) nebst Druckschriften eingereicht hatte, beschloß zwar die Fakultät am 28. Oktober 1907, formell müsse noch eine ungedruckte Abhandlung beigefügt werden. Sobald sie jedoch vorlag, wurde er zur Probevorlesung eingeladen und erhielt die *Venia legendi* am 28. Februar 1908. – Alle Vorgänge werden mit den Originaldokumenten belegt; Flückiger geht den reizvollen Einzelheiten nach. Wir erfahren, welche Bücher Einstein las, welche Vorträge er hörte, mit wem er umging, worüber er sprach und wie er sich gab. Als edler Mensch bewährt er sich immer wieder. So ist es nicht nur ein wertvoller, sondern auch ein beglückender Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, den Flückiger der Stadt Bern und der Welt geschenkt hat.

Heinz Balmer

12. J. GILLIS, *Paul Mansion en George Sarton*. Mededelingen van de Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België. Klasse der Wetenschappen, Jaargang XXXV, 1973, Nr. 2. 21 Seiten. (Zu beziehen bei der genannten Academie, 43 Kunstlaan, B-1040 Brussel.)

Dieses holländische Heft mit französischer Zusammenfassung sucht die Frage zu beantworten, wie George Sarton dazukam, sich mit der Geschichte der Wissenschaften zu befassen. Er hörte bei Paul Mansion an der Universität Gent 1908 bis 1910 Vorlesungen über Geschichte der mathematischen und physischen Wissenschaften, gerade noch, bevor Mansion in den Ruhestand trat und 1919 starb. Der Mathematiker Mansion hatte 1870 promoviert, sich dann bei Ernst Schering und Alfred Clebsch in Göttingen weitergebildet und seither auch die historische Seite seiner Wissenschaft gepflegt. In seinem Lehrbuch der Infinitesimalrechnung von 1887 ist auf 40 von 300 Seiten ihre Entwicklung dargestellt. Mansion lehrte seit 1874 in Gent Mathematik und nebenher seit 1884 Mathematik- und Physikgeschichte. Das Inhaltsverzeichnis seines zweijährigen Lehrkurses wird mitgeteilt. Sarton, 1884 in Gent geboren, begann 1902 daselbst sein Studium. Es war sprachlich, später mathematisch-naturwissenschaftlich gerichtet; er doktorierte 1911 mit einer Arbeit über die Prinzipien von Newtons Mechanik und war fortan entschlossen, sein Leben der Wissenschaftsgeschichte zu widmen. Er begründete 1913 die Zeitschrift «Isis». Der Krieg vertrieb ihn 1915 nach Amerika, wo er von 1920 bis 1952 die Herausgabe der «Isis» fortsetzte und ihr 1936 die Reihe «Osiris» für größere Monographien zugesellte. Er lehrte an der Harvard University, gründete 1924 die «History of Science Society», legte 1927–1948 die fünfbandige «Introduction to the History of Science» vor und schrieb 14 weitere Bücher. Seit 1936 konnte man bei ihm promovieren, und seine Schule breitete sich aus; ihre Wurzel aber hatte sie in Gent.

Heinz Balmer

13. HANNO BECK, *Hermann Lautensach – führender Geograph in zwei Epochen*. Ein Weg zur Länderkunde. Stuttgarter geographische Studien, Band 87. Im Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität Stuttgart, 1974. VIII + 45 Seiten mit zwei Bildtafeln.

Es liegt eine Biographie im besten Sinne vor: eine geraffte Darstellung von Persönlichkeit und Werk des Forschers, der die Länderkunde zu einer neuen Stufe ihrer Entwicklung emporgeführt hat. Hermann Lautensach (20. September 1886 bis 20. Mai 1971) verließ 1905 das Gymnasium in Gotha, um Geographie zu studieren. In Berlin zog ihn Albrecht Penck an. Die Dissertation behandelte die Überlieferung des Tessingebietes. Penck erkannte die Größe seines Schülers, aber ebnete ihm nicht den Weg, sondern ließ ihn in den Krieg und dann in den Schuldienst ziehen. Mit 42 Jahren wurde Lautensach unter Fritz Klute wieder Hochschul-

assistent und blieb es sechs Jahre. Obschon er beim Abschied aus dem Lehramt auf ein Ruhegehalt hatte verzichten müssen, setzte er seine gesamten Ersparnisse an eine Korea-Reise. Nach der Heimkehr klebte er weiterhin Schildchen auf Buchrücken, bis er 1934 nach Braunschweig, 1936 nach Greifswald berufen wurde. Bei Kriegsende hob die russische Besatzung sein Fach auf. Lautensach ging nach dem Westen. Die Technische Hochschule Stuttgart übergab ihm 1947 ihr zerstörtes Geographisches Institut. Er baute es neu, leitete es bis 1954 und blieb damit verbunden. Das Alter gewährte ihm die Verehrung, die er verdiente. 14 Bücher und 165 Abhandlungen zeugten von seiner Lebensarbeit, so die beiden Handbücher zu Stielers Atlas, sein eigener Schulatlas, die Meisterwerke über Portugal, Korea, die Iberische Halbinsel. Aus der länderkundlichen Forschungsarbeit erwuchs allmählich der Gedanke des geographischen Formenwandels, dem er 1952 ein eigenes Buch widmete. – Hanno Beck leitet den Leser zu Lautensach hin. Nur eigene Lebenserfahrung und hingebende Versenkung in Wesen und Leistung des Meisters konnten sich zu einer Würdigung verdichten, die anregt und erzieht. Jürgen Hagel hat ein Verzeichnis der Veröffentlichungen, Hermann Mecklein ergreifende Gedenkworte beigesteuert.

Heinz Balmer

14. MATHIAS MÜNGER, *Albrecht von Haller. Erziehung und Bildung in seinem Denken und Wirken*. Diss. phil. Bern 1969. 448 Seiten, vervielfältigt. Hausdruckerei Institut für exakte Wissenschaften der Universität Bern, 1971. Fr. 48.–. (Zu beziehen beim Verfasser: Weissensteinstraße 22, 3400 Burgdorf.)

Angeregt durch ein Seminar beim Berner Germanisten Prof. Werner Kohlschmidt, setzt sich der Autor zum Ziel, Albrecht von Hallers Bemühungen um das Erziehungs- und Bildungswesen seiner Zeit darzustellen. Die Arbeit lässt sich in zwei Teile gliedern. Voran geht eine ausführliche «Bestandesaufnahme alles Biographisch-Historischen, was in Hallers Leben und Werk pädagogisch bedeutsam ist» (S. 5). Als Grundlage dazu dient eine Vielzahl bekannter Quellen, nicht alle in ihrer letzten Ausgabe, jedoch auch einige bisher wenig beachtete. – Für die frühe Jugend sind wir fast ausschließlich auf Hallers eigene Kindheitserinnerungen angewiesen, ähnlich wie sein erster Biograph Johann Georg Zimmermann 1755. Die Frage nach ihrer Glaubwürdigkeit wird wenigstens in den Anmerkungen gestellt. Wie Haller sich in seiner Berufswahl von der Theologie ab- und der Medizin zuwandte, muß auch hier offengelassen werden. Demgegenüber steht für die Studienzeit in den Tagebüchern ein reiches Material zur Verfügung. Ausführlich wird auf den Hauslehrer Abraham Baillodz und seinen Briefwechsel mit Haller hingewiesen. Als Professor übernahm Haller in Göttingen selbst die Lehrer- und Erzieherrolle. Nach Erläuterung der Verhältnisse an der jungen Universität interessieren den Verfasser die Reden, die Haller als Prorektor (1741, 1747) und

als Dekan hielt, sowie seine *Primae lineae physiologiae in usum praelationum academicarum* (1747). Anlässlich der Eröffnungssitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften (1751) äußerte er sich als Präsident über Beziehungen zwischen Lehre und Forschung. Erstere ist Weitergabe gesicherten Wissens an die Anfänger. Forschung hingegen ist Vorstoß ins Unbekannte. Ihr dient die Akademie, ein Kreis von Fachleuten, die ihre Ergebnisse austauschen und überprüfen und sich gegenseitig anspornen. – Nach Bern zurückgekehrt, war Haller u. a. Mitglied des Schulrates (1754–1758). In der Behandlung dieser Zeit kann sich der Verfasser auf umfangreiche Arbeiten des Schulhistorikers Professor Friedrich Haag (1864–1914) stützen. Hallers Aufmerksamkeit galt dem reformbedürftigen Studienbetrieb der Hohen Schulen von Bern und Lausanne und der Ausbildung der politischen (patrizischen) Jugend, nicht aber der Volksschule (S. 211). Größte Verdienste erwarb er sich um das 1757 eröffnete burgerliche Knabenwaisenhaus. – Über seine Stellung zu Rousseau geben Rezensionen, besonders aber der Staatsroman *Fabius und Cato* (1774) Aufschluß. Eine eingehende Analyse gilt dem *Usong* (1771), der sich in pädagogischer Sicht als «Fürstenspiegel» erweist. Die *Elementa physiologiae* liefern Material zu einem Kapitel über Hallers Auffassung von menschlicher Entwicklung und Unerwachsenheit. Soweit die Bestandesaufnahme. – Erziehung, Bildung, Ausbildung: In dieses Begriffsdreieck ordnet der Verfasser im zweiten Teil seiner Arbeit Hallers pädagogisches Denken und Wirken: Sittlich-religiöse (christliche) Erziehung zur Überwindung der Erbsünde; Bildung als «Vorrecht, aber auch Pflicht der herrschenden Klasse» (S. 333); zweckgerichtete, wissenschaftlich fundierte, vom Geist der Aufklärung getragene Ausbildung. – In der Behandlung des erwachsenen Haller steht das öffentliche Wirken durchaus im Vordergrund. Das Verhältnis zu seinen Kindern, die Geschichte seiner «Weiterbildung», seiner «Selbsterziehung» werden bloß gestreift. Ohne Erschließung neuer Quellen kann und darf darüber nicht endgültig geurteilt werden. – Man stellt mit Genugtuung fest, daß Haller nicht um jeden Preis zu einem Helden jenes Fachgebietes gemacht wird, dem der Untersucher verpflichtet ist. M. Münger lehnt es ab, von ihm als einem «Pädagogen» zu sprechen. Er schreibt zusammenfassend (S. 343): «Letzten Endes entspringen seine die Pädagogik betreffenden Äußerungen und Bestrebungen seinem Universalismus und einem in den pädagogischen Grundzügen von Aufklärung und Theologie wurzelnden Verantwortungsgefühl für Gemeinwohl und Besserung des Menschen ...»

Urs Boschung

15. TREVOR H. LEVERE, *Affinity and Matter*. Elements of Chemical Philosophy 1800–1865. Clarendon Press, Oxford 1971. 230 Seiten, 14 Bildtafeln. £ 4.50.

In der Einleitung betont der Verfasser, daß die Überlegungen der Gelehrten, die sich um ein Verständnis der «Affinität» bemühten, stark durch ihre philosophischen, ja religiösen Ansichten geleitet wurden. Dementsprechend versucht er, die Geisteswelt der führenden Gelehrten – Davy, Faraday, Oersted, Ampère – zusammen mit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu schildern. – In England ist das wissenschaftliche Denken von einer Frömmigkeit geprägt, als deren Typus die Frömmigkeit Newtons gelten kann. Darum ist es von Bedeutung, daß man anfangs des 19. Jahrhunderts fleißig die 31. Query in Newtons Optik studiert hat, in der dieser seine Auffassung vom Wesen chemischer Vorgänge skizziert hatte. Wie Newton dachte man: Da die Welt von einem weisen Schöpfer geschaffen ist, müssen ihr einheitliche, einfache dynamische Prinzipien zugrunde liegen; also muß es einen einheitlichen Rahmen geben, der alle Naturkräfte umfaßt. So dachte auch Faraday, der bekanntlich ein sehr frommer Mann war. Auch die deutsche romantisch-idealistiche Naturphilosophie war vom Glauben an die Einheit der Natur beseelt. Oersted ist stark von dieser Philosophie geprägt worden. – Die Entdeckung der elektrochemischen Erscheinungen, in denen Physik und Chemie zusammentreffen und in denen ein Prinzip der Polarität offenbar wird, machte einen gewaltigen Eindruck, der nur auf jenem weltanschaulichen Hintergrund ganz verständlich ist. Jetzt konnte man hoffen, der Einheit der Naturkräfte auf die Spur zu kommen, an die jedermann aus religiösen oder philosophischen Gründen glaubte. Davy schrieb darum: «The Voltaic Battery was an alarm bell ...». – Ich hoffe, daß diese Andeutungen über den Inhalt des Buches zeigen, daß der Gegenstand und die Art, wie ihn der Verfasser auffaßt, großes Interesse verdienen. Die Darstellung ist sorgfältig und reich mit Zitaten belegt, wenn vielleicht auch nicht immer übersichtlich. Doch dies hängt eng mit dem Gegenstand selber zusammen. Die chemischen Begriffe waren noch unklar, das Denken der Forscher gelegentlich verworren. Indem man nach den großen Zusammenhängen suchte, wurde vieles in Beziehung gesetzt, was keine oder doch eine andere Beziehung hat. Eine übersichtliche Darstellung dieser in Gärung begriffenen wissenschaftlichen Situation ist schwierig.

Markus Fierz

16. JACK L. RUBINS (Editor), *Developments in Horney Psychoanalysis. 1950 through 1970*. Robert E. Krieger Publishing, Huntington, N.Y. 1972. 385 Seiten. Gebunden \$ 12.50, broschiert \$ 6.50.

Der vorliegende Erinnerungsband an die Neopsychoanalytikerin KAREN HORNEY (1885–1952) enthält – deshalb wird er hier besprochen – eine 12 seitige historische Einleitung und eine biographische Studie von 30 Seiten über die Gefeierte. Die erste ist vom Herausgeber gezeichnet, die zweite anonym, doch wird sie aus derselben Feder stammen. Die Biographie von Horney steht als einigermaßen detaillierte Arbeit bisher einzig da. Deutsche, Tochter eines Kapitäns und einer gebildeten Mutter, studierte diese Frau Medizin und arbeitete sich dann in Berlin in die Psychoanalyse und die Gesellschaft der Psychoanalytiker ein. 1932 emigrierte sie nach Chicago, wo sie mit Alexander am «Institute of Psychoanalysis» arbeitete. Das Erlebnis dieses Umzugs wird als mächtiger Anstoß zu ihrer Einbeziehung sozialer Faktoren in das psychologische Denken dargestellt. Der Akzent auf dem sozialpsychologischen Ansatz wurde in der Folge zu ihrem eigentlichen Beitrag zur Psychoanalyse und zugleich Anlaß zu ihrer Ausstoßung aus dem Verein der orthodoxen Psychoanalytiker am Institut in Chicago (1941/1942), als deren Sprachrohr übrigens Gregory Zilboorg besonders hervortrat. Karen Horney zog dann mit einigen Getreuen nach New York, wo sich die sozialpsychologische und undogmatische Grundhaltung ihrer Schule weiter festigte. Die persönlichen Hintergründe dieser Entwicklungen werden anschaulich herausgearbeitet, ohne daß die Diskretion verletzt erscheint. Beziehungen zu anderen Neopsychoanalytikern werden aufgezeigt, wobei die Bezeichnung «Neopsychoanalyse» kaum auftaucht. – Weitgehend unberührt bleibt die Frage nach den Beziehungen zu ALFRED ADLER und seinen Lehren. Ellenberger hat in seiner *Discovery of the Unconscious* (S. 63 ff.) gezeigt, wie sehr auch Horneys Lehren schon vor der Emigration adlerisch inspiriert gewesen sein müssen. Ellenberger geht ja so weit, die Neo-Psychoanalytiker lieber «Neo-Adlerianer» zu nennen. Aber auch auf die orthodoxe Psychoanalyse und die weitere Psychologie, schreibt er, hätten Adlers Konzeptionen einen mächtigen Einfluß. Doch würden Anleihen bei Adler typischerweise nicht als solche deklariert. Offiziell verleugne man Adler, im Grunde sei man aber «Krypto-Adlerianer». Die vorliegende Biographie ist ein Beispiel dafür, daß auch die Geschichtsschreibung – hier natürlich durch Horney selbst suggeriert – diesem Consensus unterliegt.

Esther Fischer-Homberger

17. JAN EVANGELISTA PURKINJE, *Opera Omnia/Sebrane spisy XII: De Physiologia Voci Humanae et Alia Opuscula Physiologica/Fysiologie lidské mluvy a mensi fysiologické prace*. Herausgegeben von Vladislav Kruta, Academia (Nakladatelství Československé akademie ved), Prag 1973. 370 Seiten, 20 Photographien.

Band XII von Purkinjes *Opera omnia* ist vor allem von Interesse wegen zwei wesentlichen Beiträgen für die Geschichte der Physiologie: die Ausführungen über die Physiologie der menschlichen Sprache – zugleich Titel des Buches – und die Jahresberichte des Physiologischen Institutes in Breslau. Beide Beiträge sind hier zum ersten Male veröffentlicht. – Nachdem Purkinje 1832 zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt worden war, sandte er seine Forschungsergebnisse über die Physiologie der Sprache dorthin, wobei diese Arbeit nur lokales Interesse fand. Nachdem die Arbeit dann in einer schlechten polnischen Übersetzung und später nur teilweise in einer tschechischen Zeitschrift *Krok* publiziert worden war, gelangte sie nie an die weite Öffentlichkeit. Der deutsche Originalbeitrag war dann verloren, und die zweite deutsche Fassung (hier auch abgedruckt) zeigt bereits verschiedene Unterschiede. Deshalb ist die Arbeit von besonderem Interesse für die Geschichte der Phonetik. 1835 war das Breslauer Physiologische Institut fertig gebaut. Die Berichte von 1835 bis 1849 wurden hier von Kruta und Zapletal, die den ganzen Band herausgegeben haben, sorgfältig redigiert und wiedergegeben. Darin finden sich verschiedene, über lokale Bedeutung hinausgehende Beiträge über Organisation und Ausstattung des Institutes und prinzipielle Überlegungen zum Ausbau und zur Gestaltung der Physiologie als Lehrfach. – Verschiedene kleinere Beiträge sind nicht weniger aufschlußreich, so über die Verdauung, über physikalische Untersuchungen der Klangwellen, über den Nervus phrenicus bei Ratten, über die Speicheldrüsen und über das Sehen. Ein spezieller Beitrag im Rahmen der sozialen Schriften ist sein «Separat-Votum zur Judenfrage» 1847, das eine bemerkenswert konservative Haltung einnimmt. – Die Präsentation ist sehr sorgfältig. Die Artikel sind in der Originalsprache wiedergegeben, gefolgt von einem ausführlichen tschechischen Kommentar neben einer gut dokumentierten Bibliographie. (Einige prinzipielle Schwierigkeit für Leser, die dieser Sprache unkundig sind.) Am Schluß des Buches findet sich noch eine kurze Zusammenfassung in englischer Sprache.

A.W. Gubser

18. *Acta Medicae Historiae Patavina* (Direttore L. Premuda). Volume XVI – Anno Accademico 1969–70. Editore: Instituto di Storia della Medicina dell’Università di Padova.

Der Herausgeber vereinigt in diesem Band verschiedene Arbeiten, die teils als Originalbeiträge, teils als Dokumente gehaltener Gastvorträge wiedergegeben

werden. – GIOVANNI DALMA (Prof. für Medizingeschichte, Tucuman, Argentinien): «Anticipazioni di Leonardo nella Psicofisiologia, nella Psicologia dinamica, nella Biodinamica delle popolazioni e nella Sessuologia». Der Autor behandelt u. a. die Auffassungen Leonardos über die Seele und belegt mit einigen Bildtafeln die These, daß Leonardo als Vorläufer der modernen Geschlechtskunde gelten kann, da er als erster äußere und innere Geschlechtsorgane topographisch-anatomisch klar darstellte. – H. SCHADEWALDT («Storia del Concetto dei Fermenti») gibt eine Übersicht über die Geschichte der Fermente, wobei sowohl die Ansichten der antiken Medizin, Galens, van Helmonts, de le Boë Sylvius wie auch die modernen Theorien bis zum Beginn unseres Jahrhunderts dargestellt werden. – C. AGOSTINI («Cardio- e Angiopatie nelle Tesi di Laurea Padovane al Tramonto dell’Ottocento») faßt Dissertationen padovanischer Ärzte des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts zusammen, bevor die Erkenntnisse Einthovens und Röntgens bekannt waren. – ELIO CAPRARIIS: «Appunti intorno all’Opera Medico-Legale di Johannes Bohn» (1640–1780). Es handelt sich um eine Würdigung der Verdienste J. Bohns um die Gerichtsmedizin. In einem weiteren Beitrag des gleichen Autors: «Considerazioni sulle Vedute Neurofisiologiche di Herman Boerhaave» untersucht er den Begriff vom «Sensorium Commune» und vergleicht seinen Standpunkt mit demjenigen G.A. Borellis. In einer weiteren Arbeit, «Spunti di Neurofisiologia nel De Motu Animalium di G.A. Borelli», folgt eine Würdigung Borellis als Begründer der Muskelmechanik. Im Beitrag «Sulle Vedute di W. Griesinger in Tema di Etio-Patogenesi della Malattia Mentale» des gleichen Autors wird darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, sowohl physiologische wie psychologische Aspekte zu berücksichtigen. – Jeder Beitrag ist zwar bibliographisch sehr gut dokumentiert; die deutsche Übersetzung der Zusammenfassungen läßt aber leider nicht nur von der Orthographie her zu wünschen übrig.

A.W. Gubser

19. URS BOSCHUNG, *Zwanzig Briefe Albrecht von Hallers an Johannes Geßner*. Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Neue Folge, Band 6. Hans Huber, Bern 1972. 72 Seiten.

Albrecht von Haller und Johannes Geßner lernten sich 1726 als Schüler Boerhaaves in Leiden kennen. Der aus dieser Zeit stammende Gedankenaustausch hielt von 1728 bis zum Tode Hallers an. Urs Boschung hat zwanzig bis jetzt nicht bekannte und veröffentlichte Briefe aus den verschiedenen Lebens- und Arbeitsbereichen des großen Gelehrten im lateinischen Originaltext und in einer sehr sorgfältigen deutschen Übersetzung herausgegeben und mit Anmerkungen ausführlich versehen. Im Anhang wird auf ein Gedicht Dorothea Furkens zu Ehren Hallers aufmerksam gemacht und ein Vertrag Hallers mit seinem Zürcher Verleger H. H. Füssli abgedruckt. Eine erfreuliche und willkommene Ergänzung zur Haller-Forschung.

A.W. Gubser

20. ERIKA HICKEL, *Arzneimittel-Standardisierung im 19. Jahrhundert in den Pharmakopöen Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika*. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart 1973. X + 294 Seiten, 37 Tabellen. Leinen. DM 55,-.

Es war keine leichte Aufgabe klarzustellen, welche Bedeutung den Pharmakopöen für die Kontrolle und die Standardisierung der Heilmittel zukommt. Durch kluge Beschränkung auf die Arzneibücher der vier im Titel genannten Länder wurde es möglich, den überreichen Stoff in seinen Hauptlinien zu erfassen und doch die landesspezifischen Entwicklungen nicht aus dem Auge zu verlieren. Zeitlich umfaßt das Werk die Jahre 1799–1914, während derer analytische Methoden in ständig steigender Zahl in die Pharmakopöen aufgenommen wurden. Alle Ergebnisse dieser breit angelegten Untersuchung in ein paar Sätzen zusammenzufassen, ist nicht möglich. Für den Leser wird es aber nützlich sein zu wissen, welcher Vielfalt von Problemen er begegnet. In der ersten Hauptabteilung wird der Einfluß der sich während des 19. Jahrhunderts schnell weiterentwickelnden Naturwissenschaften auf die Arzneimittel-Standardisierung in den Pharmakopöen untersucht. Die zunehmende Klärung der Nomenklatur in Chemie und Botanik verschaffte den in diesen Fächern üblichen Definitionen und Bezeichnungen wissenschaftlichen Charakter, mit dem sich die alte pharmazeutische Nomenklatur auseinandersetzen mußte. Den Fortschritten der Naturwissenschaften entsprechend, änderte sich auch die Art der Arzneimittelbeschreibung, bis deren Systematisierung einigermaßen festlag. Zur Prüfung von Reinheit und Identität der in den Apotheken gebrauchten Materialien fanden physikalische und chemische Methoden Eingang in die Pharmakopöen; später wurden – speziell für die Drogen – mikroskopische Methoden in weitem Umfang herangezogen. Durch festgelegte Herstellungsvorschriften versuchte man, sowohl chemische wie «galenische» Präparate zu standardisieren. Noch wichtiger wurden die Bemühungen um eine Kontrolle des Wirkstoffgehaltes; quantitative Bestimmungsmethoden und Maßanalysen fanden dabei weite Verbreitung. Alle diese Themen sind für die Pharmakopöenreihen der verschiedenen Länder abgehandelt, wobei sich teils selbständige, teils unabhängige Linien der Entwicklung nachweisen ließen. – Die zweite Hauptabteilung des Werkes befaßt sich mit den gesellschaftspolitischen Einflüssen auf die Arzneimittel-Standardisierung in den Pharmakopöen des 19. Jahrhunderts. Herausgeber der Arzneibücher waren entweder der Staat (Frankreich, Deutschland) oder Standesorganisationen (Großbritannien, USA). Die eigentliche Arbeit wurde manchmal von Einzelpersonen, meist aber von Kommissionen geleistet, deren Zusammensetzung aus Ärzten und Apothekern stark variierte; dementsprechend ergaben sich oft recht verschiedene Einstellungen zur Pharmakopöe. Noch größere Unterschiede fanden sich bei den Benutzern der Pharmakopöen, handelte es sich doch nicht nur um Ärzte und Apo-

theker, sondern auch um Apotheken-Revisoren und Großhersteller von Arzneimitteln. Auch der Wandel in der Form der Arzneibücher muß erwähnt werden: je nach ihrer Rechtsgrundlage konnten sie Gesetzbuch, Lehrbuch oder gar nur Kompendium sein. Man denke ferner an die Schwierigkeiten, die sich aus den verschiedenen Maß- und Gewichtssystemen ergaben: selbst die Sprache änderte sich ja während des bearbeiteten Jahrhunderts durch die Aufgabe der lateinischen Formulierungen. Ein Schlußkapitel handelt von den Versuchen der Vereinheitlichung der Arzneimittel und damit der Pharmakopöen; es schließt mit dem Brüsseler Protokoll von 1902/06. Den einzelnen Kapiteln sind Anmerkungen und zusätzliche Quellen- und Literaturangaben beigefügt. Am Ende des Werkes finden sich ein gutes Personenverzeichnis, das Quellen- und Literaturverzeichnis, Sach-, Personen- und Ortsregister. Alles in allem ein sauber und klar gearbeitetes Buch über ein bisher wenig beachtetes Kapitel der Pharmazie-Geschichte, das auch den Medizinhistorikern zur Hand sein sollte. Ausstattung und Druck sind sehr gut; das Buch ist seinen Preis wert und sei Interessenten zur Anschaffung empfohlen.

Erich Hintzsche

21. LYCHNOS, *Jahrbuch der schwedischen Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften* 1971–1972. Stockholm 1973. IX + 610 Seiten.

Als medizinisch oder naturwissenschaftlich interessante Beiträge enthält der neue Band des Lychnos: HENRIK SANDBLAD, The Linnean Peter Hernquist, medicine, and the philosophy of the Enlightenment; ARNE LOSMAN, Wissenschaften und Ideen in den Bibliotheken Per Brahes d.J. und Carl Gustaf Wrangels; VLADISLAV KRUTA, K.E. von Baer and J.E. Purkyně. An analysis of their relations as reflected in their unpublished letters; GUNNAR ERIKSSON, Reasons for Science. The arguments of Swedish scientists for their profession (1600 to World War I); GUNNAR BROBERG, A study in zoological exotism: The wolverene; KARI TARKIAINEN, Petrus Petrejus as describer of Russia. A biographical and critical study. Als Miscellaneum folgt: INGEMAR NILSSON, History of psychology: aims and methods. Etwa zwei Fünftel des Bandes nehmen die mit Recht immer wieder geschätzten Rezensionen ein, die jedem Leiter einer medizin- oder naturwissenschaftsgeschichtlichen Bibliothek gute Hinweise für Anschaffungen geben.

Erich Hintzsche

22. *Bulletin de la Société française d'histoire de la médecine*, tomes 1–3, 1902 bis 1904. Nachdruck durch R. Lacer, Paris 1967–1971. Fr. 48.– pro Band.

Auch der Medizinhistoriker ist der Gefahr ausgesetzt, die Arbeiten seiner Vorgänger, soweit es sich nicht um Standardwerke handelt, zu vergessen und bei seinen eigenen Studien aus Unkenntnis zu ignorieren. Nachdrucke, welche selten

gewordene Veröffentlichungen wieder zugänglich machen, tragen dazu bei, diesem Übelstand zu wehren. Der zur Beurteilung vorliegende 1. Band (1902) enthält neben andern Originalarbeiten und Dokumenten eine Reihe von Beiträgen zum 100. Todestag BICHATS. Die Reproduktion des Textes ist einwandfrei, der Einband ungewöhnlich gediegen. Der nachdruckende Verleger ließ zahlreiche, sinnvoll ausgewählte Illustrationen beifügen. – Die Serie ist auf 35 Bände geplant und soll alle erschienenen Jahrgänge von 1902 bis 1951 enthalten. Es ist bedauerlich, daß sie bisher mangels Bestellungen nicht weitergeführt werden konnte. Ein Grund mehr, um die Leser des *Gesnerus* darauf aufmerksam zu machen.

H. M. Koelbing

23. VEIT HAROLD BAUER, *Das Antonius-Feuer in Kunst und Medizin*. Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Supplement zum Jahrgang 1973. Springer Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1973. 130 Seiten. Mit 61 zum Teil farbigen Abb. Gebunden DM 58,-/\$ 22.40.

Dieses Werk gibt einen guten, konzisen Überblick über das Mutterkorn-Problem. Die Darstellung reicht vom Altertum bis in unsere Zeit und ist von einer höchst schätzenswerten Vollständigkeit: Botanik, Klinik, «historische Nosologie» und Epidemiologie sind ebenso berücksichtigt wie Sozial- und Kunstgeschichte. Es finden sich auch viele allgemein-medizinhistorische Hinweise: So waren, um nur ein Beispiel zu nennen, Hebammen und Kräuterweiblein wieder einmal klüger als die studierten Ärzte, als es um die pharmakologische Wirkung des Mutterkornes ging. (Daß mit dieser Bemerkung keine Apologie der Quacksalberei beabsichtigt ist, braucht ja hoffentlich nicht extra erwähnt zu werden.) Der Name «Mutterkorn» hat übrigens wider Erwarten keine Beziehung zur wehentreibenden Wirkung, sondern ist mythologischen Ursprungs. 1808 wurde das Mutterkorn von J. STEARNS in die Schulmedizin eingeführt (übrigens als ein frühes Geschenk der amerikanischen Medizin), gut hundert Jahre später, 1918, wurde von A. STOLL in Basel erstmals ein Mutterkornalkaloid, das Ergotamin, rein dargestellt. Historisch noch bedeutender ist aber die Mutterkorn-Vergiftung, der Ergotismus in seiner gangränösen und in seiner konvulsivischen Form. Schon 1630 (TUILLIER) bzw. 1676 (DODART) wurde das Mutterkorn als Ursache der epidemischen Gangrän erkannt, und 1695 schrieb J. C. BRUNNER, daß der Ergotismus gangraenosus ebenfalls auf das Mutterkorn zurückzuführen sei. Die Tatsache, daß das Verschwinden des Ergotismus weniger den Ärzten zu verdanken ist als einer gewandelten Agrartechnik und der Einführung der Kartoffel, mag vor einer Überschätzung ärztlicher Einflußmöglichkeiten schützen. Eindrücklich sind die klinischen Beschreibungen, die schon früh so gut waren, daß später wenig beizufügen war (z. B. diejenige von C. N. LANG in Luzern 1717 oder diejenige von J. TAUBE

in Hannover 1782). Die Diskussion der ärztlichen Literatur seit PARÉ (und früher) bis zum Ende des letzten Jahrhunderts erweist sich gleichfalls als sehr interessant. Zur Epidemiologie wird ausgeführt, daß die erste wirklich identifizierbare Epidemie 857 auftrat; die fürchterliche Krankheit wütete dann durch ein Jahrtausend, bis zur letzten Epidemie von 1879 (spätere russische Epidemien und diejenige von 1951 in Pont-St-Esprit sind zuwenig bekannt oder nicht genügend gesichert). Einen breiten Raum nimmt sodann zu Recht die Geschichte der Antoniter-Orden ein, die sich ja speziell um die Opfer des Ergotismus kümmerten. Der Autor hat dabei die Verhältnisse in unserem Lande besonders mitberücksichtigt (Basel, Bern, Uznach, das Fresko in Waltalingen). Der Ergotismus hat einen so intensiven Niederschlag in der bildenden Kunst gefunden wie sonst wohl keine andere Krankheit. Besonders auf die Werke von MATHIAS GRÜNEWALD, PIETER BREUGHEL d.Ä. und HIERONYMUS BOSCH wird ausführlich eingegangen. Das Buch ist mit Unterstützung der Firma Sandoz AG Basel herausgegeben worden (in deren Forschungslabatorien bekanntlich besonders viel über Mutterkorn gearbeitet wurde), und es ist entsprechend prächtig illustriert. Vorsichtigen Lesern möchten wir sagen, daß das übliche Vorurteil gegenüber dem Text besonders schöner medizinhistorischer Bücher diesmal völlig unberechtigt ist: Er ist klar und informativ und vermöchte auch ohne die schönen Bilder durchaus zu bestehen.

Hans H. Walser

24. LILY WEISER-AALL, *Omkring de nyfødtes stell i nyere norsk overlevering.* (Småskrifter fra norsk etnologisk granskning, Nr. 8, I serien.) Norsk folke-museum, Oslo 1973. 110 Seiten.

Dieses Buch besteht aus zwei Teilen: 1. *Die erste Nahrung des Neugeborenen* (norwegisch, mit ausführlicher deutscher Zusammenfassung) und 2. *Hexenmilch der Neugeborenen in neuerer norwegischer Überlieferung* (deutscher Text, norwegisches Résumé). Es sind Untersuchungen zur medizinischen Ethnologie, die auf Umfragen in Norwegen aufbauen, dabei aber die einschlägige Literatur besonders des deutschen Sprachraumes mitberücksichtigen. Die Umfrage zeigte, daß in Norwegen das Neugeborene sehr früh an die Brust gelegt wurde; demgemäß war das Kolostrum weitgehend unbekannt; es konnte deshalb auch keine magischen oder medizinischen Bedeutungen gewinnen. Die hauptsächlich auf Soran zurückgehende Ansicht von der Gefährlichkeit des Kolostrums fand wenig Eingang, und dann durch Ärzte- und Hebammenbücher. Selten wurde vor der Muttermilch eine andere Speise gegeben, wobei, wie in anderen Gegenden der Erde, magisch-religiöse oder rechtlich-soziale Gesichtspunkte maßgebend waren (z.B. Schutz vor Tötung und Aussetzung). Interessant ist der Eindruck der Verfasserin, daß sich die Lebensweise der Norweger vor 200 bis 100 Jahren mit derjenigen im heutigen Biafra vergleichen lasse: unser zeitlicher Vorsprung vor den Entwick-

lungsländern wäre also weniger groß, als oft angenommen wird. Die Untersuchung über die Hexenmilch, die Absonderung aus den Brustdrüsen einzelner Neugeborener, zeigt wiederum, daß diese Erscheinung wenig bekannt und deshalb auch von geringer magischer Bedeutung war. Auch solche Kenntnisse stammten eher aus Hebammen- und Ärztebüchern, oft auch aus der Vermittlung durch Pfarrer, die ja alle in Kopenhagen studierten und nicht selten einen medizinischen Lehrgang mitmachten: hatten sie doch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Hebammen zu unterrichten! Die dämonische Überlieferung in Dänemark wurde von Thomas Bartholinus 1654 beschrieben. Er erwähnt, wie Kinder von saugenden Dämonen geplagt wurden. Derselbe Aberglaube war schon von Rennward Cysat 1606 mitgeteilt worden. Norwegen erwies sich auch hier als relativ frei von Aberglauben; doch mögen in der Spärlichkeit der ethnologischen Quellen und im späten Zeitpunkt der Umfrage einige Schwierigkeiten für die abschließende Beurteilung liegen.

Hans H. Walser

25. SIGMUND FREUD – C.G. JUNG – *Briefwechsel*. Herausgegeben von WILLIAM McGUIRE und WOLFGANG SAUERLÄNDER. Deutsche Ausgabe: S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1974. XLIII + 722 Seiten und 24 Tafeln. Fr. 95.–.

Der Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und C.G. Jung ist nun doch wesentlich früher erschienen, als erwartet werden konnte. Ob die Briefschreiber dies wirklich gebilligt hätten, ist zwar eine offene Frage, aber als Historiker ist man jedenfalls für das gebotene Material sehr dankbar. Der Herausgeber McGuire erläutert in der Einleitung ausführlich, wie es zum Entschluß kam, die Briefe schon jetzt zu veröffentlichen. Der Band ist in mehrfacher Hinsicht hochinteressant, und wir können hier nur wenige Aspekte wenigstens streifen: Das Wesentlichste ist wohl, daß dieses Buch die Charaktere Freuds und Jungs deutlicher zu profilieren gestattet. Der Ton in den Briefen Freuds in der «guten Zeit» der Freundschaft ist väterlich-freundschaftlich, oft fast werbend, derjenige Jungs oft ehrfürchtig, doch nicht ohne Reserve. Die Schicksale ihrer späteren Bewegungen lassen sich bereits darin ablesen. Wer grundsätzlich neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu finden hofft, wird eher enttäuscht sein: er sollte sich aber sagen lassen, daß die Korrespondenz von Männern, die viel publizieren, in dieser Hinsicht kaum Neues zu enthalten pflegt. Dieser Aspekt schien uns immerhin so wichtig, daß wir einen schweizerischen Psychoanalytiker gebeten haben, die Briefe auf dem Hintergrund der Entwicklung der psychoanalytischen Theorie zu beurteilen; sein Beitrag wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. Schließlich ist der Band für die Schweizer Medizingeschichte von größtem Interesse: EUGEN BLEULER und sein damaliger Oberarzt C.G. Jung trieben damals gleichsam «wissenschaftliche Weltpolitik». Für eine tiefergehende Analyse des

Verhältnisses Freud-Bleuler-Jung fehlen freilich zumindest noch die Briefe zwischen Bleuler und Freud. Solange sie nicht publiziert sind, wird man gut tun, die Äußerungen über Bleuler mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Freud war, bei all seinem tiefen Bedürfnis nach echter Freundschaft, oft recht mißtrauisch (das ist nicht neu, man lese bei Ernest Jones nach), und was Jung angeht, so konnte er recht ungezogen sein (dafür kann man übrigens seine autobiographischen Fragmente heranziehen) – man vergesse auch nie, daß Jung als der um zwei Dezennien jüngere der «jeune homme» der werdenden Psychoanalyse war. Interessant ist auch, daß AUGUST FOREL so viel achtungsvoller behandelt wird als die übrigen Gegner der Psychoanalyse: Freud hatte offensichtlich nicht vergessen, daß es ein Mitstreiter aus der «hypnotischen Zeit» war, und er hat sicherlich auch die Verwandtschaft des revolutionären Temperamentes weiterhin gespürt. Hier wie überall sollte diese wertvolle Korrespondenz immer nur im historischen Gesamtzusammenhang gesehen werden; doch ist vorauszusehen, daß dies nicht immer geschehen wird. Gegen Sensationsjäger vollends ist leider kein Druckerzeugnis geschützt. Die Briefausgabe ist vorbildlich ediert, und man ist den Herausgebern dankbar dafür, daß sie ein so wichtiges Material mit so viel Sorgfalt, Takt und Sachkenntnis präsentieren.

Hans H. Walser

26. ROBERT M. YOUNG, *Mind, Brain and Adaptation in the Nineteenth Century. Cerebral localisation and its biological context from Gall to Ferrier*. Clarendon Press, Oxford 1970. Engl. Preis 65/–.

In diesem Buch werden die Schicksale der zerebralen Lokalisationslehre in den sieben oder acht Jahrzehnten von Gall bis Hitzig und Ferrier dargestellt. Der Verfasser ist dabei bemüht, besonders auf die leitenden (wenn auch oft nicht explizit genannten) Grundideen einzugehen, so auf die Fragen nach dem Ordnungsprinzip im zentralen Nervensystem, auf die sensomotorische Theorie und auf die Evolutionslehre in ihrer Bedeutung für die Anpassung des Organismus an die Umwelt. Es war dies die Zeit des Überganges von der doch noch recht grob-empirischen Lokalisationslehre Galls zu den sehr verfeinerten Methoden der experimentellen Hirnforschung und gleichzeitig auch die Periode der (wenigstens teilweisen) Ablösung einer philosophisch orientierten Psychologie durch eine experimentelle Psychophysiologie. Leider sind hier die Forschungen und Theorien deutscher Autoren zuwenig oder gar nicht berücksichtigt worden (so etwa diejenigen von Lotze, Fechner, Weber, Wundt, um nur einige Namen zu nennen), ohne daß dies aus dem Titel des Werkes hervorgeinge; besser ist es immerhin mit den französischen Forschungen bestellt. Wer sich aber mehr für die Entwicklung in England interessiert, wird bei diesem fleißigen und kenntnisreichen Buch reichlich auf seine Rechnung kommen.

Hans H. Walser